



Gedenkstätten Rundbrief

- 3 »Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945«
Das neue Museum der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg
zur Lagergeschichte
Alexander Schmidt
- 14 Lebensweltorientierungen in der historisch-politischen
Jugendbildungsarbeit.
Ergebnisse der Evaluation der pädagogischen Arbeit in
der Ausstellung »Anne Frank. hier & heute«
Julia Franz, Patrick Siegele und Nicole Warmbold
- 24 Das Denkmal der grauen Busse für die »Euthanasie«-Opfer
in Berlin.
Verdrängen, Verschweigen, Vergessen – bürgerschaftliches
Engagement setzt das Denkmal der grauen Busse und damit
die Erinnerung in Bewegung
Sigrid Falkenstein
- 33 Veranstaltungshinweise
- 40 Programm und Anmeldeformular
50. Bundesweites Gedenkstättenseminar
11.–13. September 2008, Bremen,
DenkOrt Bunker Valentin – Marinerüstung und Zwangsarbeit
- 44 Literaturhinweise

Titel: Skulptur »Berlin Junction« von Richard Serra.
Errichtet 1987 für die Ausstellung »Der unverbrauchte Blick« im Rahmen der
750-Jahrfeier Berlins (West).
1988 kaufte der Berliner Senat sie für den Standort vor der Philharmonie aus
Mitteln des Programms »Kunst im Stadtraum« an und stellte sie auf die Fuß-
gängerinsel zwischen Tiergartenrand, Philharmonie und Kunstgewerbemuseum.
Obwohl nicht als solche entworfen, wurde die Skulptur von den Initiatoren des
Ankaufs als Denkmal für die »Euthanasie«-Verbrechen angesehen
(vgl. Stefanie Endlich: Wege zur Erinnerung, Berlin 2006, S. 201–205).
Siehe hierzu den Bericht von Sigrid Falkenstein in diesem Heft.
Foto: Sigrid Falkenstein

»Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945«

DAS NEUE MUSEUM DER KZ-GEDENKSTÄTTE FLOSSENBÜRG
ZUR LAGERGESCHICHTE

Alexander Schmidt

Am 22. Juli 2007 wurde über 62 Jahre nach der Befreiung die erste umfassende Ausstellung zur Geschichte des KZ Flossenbürg und seiner nahezu 90 Außenlager eröffnet. Ziel war es, ein modernes zeitgeschichtliches Museum in der Gedenkstätte einzurichten.

In seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung erinnerte sich der ehemalige Häftling Jack Terry an den Zustand der Ortes in der Nachkriegszeit: »1995 kam ich anlässlich des 50. Jahrestages der Lager-Befreiung wieder nach Flossenbürg. Was wir im ehemaligen Lagergelände vorfanden, war, gelinde gesagt, verstörend. Der Ort war nicht wieder zu erkennen. Er war mit hohen Bäumen zugewachsen und von prächtigem Grün überwuchert. Es war wie in einem Park.

Auf dem Appellplatz, wo ich als 14-Jähriger gezwungen war anzusehen, wie Mit-häftlinge erhängt wurden, und wo ich morgens und abends stundenlang beim Zählappell stehen musste, unter den schrecklichsten Bedingungen – auf diesem Appellplatz spielten jetzt Kinder Ball. Eine Fabrikhalle schloss sich an die Wäscherei an. (...) Was wir sahen war nicht nur ein Zeichen der Vernachlässigung. Es war die Vertuschung eines Tatortes und eine Verharmlosung unseres Leidens und unserer Erinnerung.«

Dieser unbefriedigende und skandalöse Zustand wurde in den Jahren nach 1995 schrittweise überwunden. Durch die Einrichtung einer ersten Projektstelle, der Schenkung des Areals um den Appellplatz an den Freistaat Bayern sowie durch die Gedenkstättenförderung des Bundes gelang es in Flossenbürg eine arbeitende Gedenkstätte aufzubauen. Das neue Museum zur Lagergeschichte stellt dabei nicht nur für die Besucher eine wichtige und sehr einschneidende Etappe dar, sondern ist vor allem auch für die ehemaligen Häftlinge eine späte Würdigung ihres Schicksals.

Geschichte auf zwei Ebenen – Strukturgeschichte und Biografie

Als Ausstellungsgebäude dient die ehemalige Wäscherei des Lagers mit etwa 1000 Quadratmetern Ausstellungsfläche auf zwei Stockwerken. Die beiden Stockwerke bieten zwei unterschiedliche Zugangsebenen zur Geschichte des KZ Flossenbürg – angepasst an bauliche Gegebenheiten und den historischen Ort. Im Erdgeschoss ist eine thematisch zugespitzte, chronologisch geordnete Geschichte des KZ Flossenbürg von 1938 bis 1945 zu sehen. Ausblicke zum Appellplatz und zum Arrestgebäude verzahnen die Ausstellung mit dem Gedenkstattengelände und machen dem Besucher bewusst, dass er sich am historischen Ort des Lagers befindet. Im Untergeschoss ist erstmals seit 1945 das Raumentsemble Häftlingsbad zugänglich, ein Ort, der für die extreme Erniedrigung der Häftlinge und für das Bestreben der SS steht, Menschen zu Nummern im nationalsozialistischen Verfolgungsapparat zu machen. Dem antwortet die Ausstellung im Untergeschoss mit einer Darstellung der Lebenswege von Häftlingen, der einzelnen Gruppen in der Häftlingszwangsgesellschaft und der Wege ins Lager. Dieser lebensgeschichtliche Ansatz der zweiten Ebene in der Ausstellung ergänzt und vertieft den strukturgeschichtlichen Ansatz der ersten Ebene.

Das Foyer im Wäschereigebäude bietet Zugänge zu den beiden Ebenen der Ausstellung und verbindet Ausstellung und Gedenkstättenengelände. Besonders auffällig ist ein Modell des KZ Flossenbürg des Jahres 1945, welches mit Hilfe zweier Beamer bespielt wird. Das Modell und seine Bespielung entstanden in Zusammenarbeit mit architectura virtualis, Darmstadt. Als statisches Modell führt es zunächst die tatsächliche Ausdehnung des KZ Flossenbürg im Vergleich zu dem relativ kleinen Gedenkstättenengelände vor Augen. Der heute kaum mehr vorhandene Zusammenhang von Steinbruch und Häftlingslager kommt ebenso in den Blick wie die Ausdehnung des SS-Bereichs und die gesamte topografische Situation mit großen Höhenunterschieden.

Von Anfang an sollte das Modell jedoch auch Hinweise zu den Veränderungen der Nachkriegszeit geben. Diese sind in Flossenbürg besonders augenfällig, da die Hälfte des ehemaligen Lagers in der Nachkriegszeit mit einer Wohnsiedlung überbaut wurde. Der Besucher ist vor dem Betreten der Ausstellung mit einer zunächst schwer einzuordnenden baulichen Situation konfrontiert, der engen Verzahnung von Gedenkstätte und Wohnen der Gegenwart.

Zentrales Ziel war es daher zu Beginn des Ausstellungsbesuchs und des Besuchs der Gedenkstätte, diese bauliche Situation zu erklären und Orientierung zu ermöglichen. Die statische Darstellung eines klassischen Modells musste überwunden werden. Zwei Projektionen ergänzen deshalb das Modell und bringen es zum Sprechen: An der Wand hinter dem Modell werden Fotos des ehemaligen Lagergeländes und der Nachkriegsnutzung präsentiert. Synchron hierzu stellt eine zweite Projektion auf das Modell selbst dar, wo sich historische Orte des KZ befunden haben und vor allem, wie das KZ-Gelände nach 1945 verschwand und überbaut wurde. Der erhebliche technische Aufwand ist kein Selbstzweck: Vielmehr gelingt es durch die Kombination von Modell und Projektion das Lagergelände des Jahres 1945 vor Augen zu führen und gleichzeitig den Bezug zur Gegenwart herzustellen. Mit einem eigentlich statischen Objekt – dem Modell – kann so eine dynamische Entwicklung erklärt und die äußerst komplizierte Geschichte Flossenbürgs nach 1945 griffig präsentiert werden. Zwei große Fenster geben den Blick auf die heutige Situation frei und ermöglichen einen Vergleich der historischen Situation mit der Gegenwart.

Der historische Ort des Konzentrationslagers Flossenbürg – die erste Ausstellungsebene

Das Erdgeschoss des Wäschereigebäudes im Anschluss an das Foyer, die erste Ebene der Ausstellung »Konzentrationslager Flossenbürg 1938-1945«, bietet eine chronologische Erzählung der Lagergeschichte. Diese Chronologie wurde auf insgesamt elf Themen verdichtet, die Vorgeschichte, Entstehung und die Entwicklung des KZ charakterisieren. Diese »thematische Chronologie« der einzelnen Ausstellungsthemen im Erdgeschoss gruppiert sich um einen zentralen Ausstellungsbereich in Form eines Kabinetts. Dort veranschaulichen Selbstzeugnisse, Zitate, Häftlingszeichnungen und Objekte den Überlebenskampf der Häftlinge und ihre Geschichte im KZ Flossenbürg. Es war Ziel der Ausstellungsmacher, die oft nur unzulänglich zu beschreibende Binnenperspektive der Häftlinge auf das unmenschliche Lagersystem in den Mittelpunkt der Erzählung zu stellen. Diese erhält in der neuen Ausstellung daher ein besonderes inhaltliches und architektonisches Gewicht.

Der Einstieg in die Ausstellung erfolgt über die Geschichte des Ortes Flossenbürg und seiner Umgebung. Flossenbürg, vor 1938 ein kleines Dorf mit Granitsteinbrüchen



Oben: Blick vom Foyer in die Ausstellung im Erdgeschoss der ehemaligen Wäscherei
 Mitte/Links: Bespieltes Lagermodell im Foyer der Ausstellung
 Mitte/Rechts: Der Ausstellungsbereich Arbeit und Tod im Steinbruch mit einem Großfoto der Häftlingsarbeit und Schüttung von Steinen zur Befestigung des Appellplatzes.
 Unten: In der Mitte der Appellplatz, links das Ausstellungsgebäude (ehemalige Wäscherei), rechts die ehemalige Lagerküche und die Wohnsiedlung auf dem ehemaligen Lagergelände, oben die Kommandantur, heute die Gedenkstättenverwaltung.

im Oberpfälzer Wald direkt an der tschechischen Grenze, veränderte sich durch die Gründung des Lagers im Mai 1938 grundlegend. Bereits Ende 1938 befanden sich bereits 1500 Häftlinge im Lager, die Einwohnerzahl des Ortes verdoppelte sich innerhalb eines Jahres. In kaum einem anderen Ort war ein Konzentrationslager derart fester Bestandteil des Alltags wie in Flossenbürg. In der Ausstellung steht ein Tisch mit einer großen Postkarte des Ortes Flossenbürg für das Bauerndorf und den Ausflugsort der zwanziger Jahre. Auf weiteren Tischen werden die antislawische Ideologisierung des Grenzgebiets, der Aufstieg des Nationalsozialismus im Ort sowie die Lagergründung 1938 als Teil der Funktionserweiterung des KZ-Systems durch die SS dargestellt.

Drei Ausstellungsmöbel in Form von Schreibtischen präsentieren im Anschluss den Auf- und Ausbau des Lagers von 1938 bis 1940. Die ersten Häftlingsgruppen waren so genannte »Kriminelle«, dann 1939/40 politische Gefangene aus dem KZ Dachau und schließlich 1940 als erste nichtdeutschen Häftlinge tschechische Studenten, die sich an Protesten gegen die deutschen Besatzer beteiligt hatten. Mit Fotos und Dokumenten wird auf dem ersten Tisch exemplarisch jeweils die Geschichte eines Häftlings dieser Gruppen vorgestellt. Der zweite Tisch thematisiert die mühselige Arbeit beim Aufbau des Lagers, die Baugeschichte und die nicht mehr umgesetzte Lagererweiterung. Zu sehen sind unter anderem Werkzeuge der Lagerzeit, ein Pfosten des Lagerzauns und eines der wenigen Fotos des KZ Flossenbürg aus der Lagerzeit vom Winter 1939/40. Schubladen bieten zu ausgewählten Bauten des KZ und nicht mehr realisierten Lagererweiterungen vertiefende Informationen.

Der letzte Tisch des Ausstellungsbereichs zum Aufbau des Lagers präsentiert die Geschichte der Deutschen Erd- und Steinwerke GmbH (DESt) in Flossenbürg. Auf einer Tischvitrine liegt ein Nachbau des einzigen erhaltenen Lieferbuchs der Flossenbürger DESt, in Schubladen findet sich Material zu den Lieferungen der DESt Flossenbürg für Großbauprojekte des Reiches, aber auch zu Baufirmen in der Umgebung. Albert Speers Verantwortung für die KZ-Zwangsarbeit als Hauptgeldgeber für die DESt wird herausgestellt. Der Tisch leitet zum nächsten Ausstellungsbereich »1938–1945: Arbeit und Tod im Steinbruch« über.

Schon beim Betreten der Ausstellung kann man an der Stirnwand der Ausstellung ein großes Foto sehen, das Häftlinge bei der Arbeit im KZ-Steinbruch zeigt. Es befindet sich über einer Schüttung aus Granitblöcken. Häftlinge hatten diese aus dem Steinbruch zur Anlage des Appellplatzes herbeischleppen müssen. Weitere Fotos, ein Ölgemälde des Münchner Malers Erich Mercker und eine Hörstation mit Zeitzeugenaussagen beleuchten die Verhältnisse im Steinbruch aus unterschiedlicher Perspektive.

Das zentral in der Ausstellung platzierte Kabinett (»1938–1945: Überleben und Sterben im Lager«) bietet eine dichte Darstellung des Lageralltags, des Überlebenskampfes der Häftlinge und des massenhaften Sterbens. Hier kommen fast ausschließlich die Häftlinge selbst zu Wort. Kunst von Häftlingen, zahlreiche Zeitzeugenaussagen in Hörstationen, Objekte wie ein Kartenspiel, selbstgefertigte Zigarettendosen oder Becher sowie eine Vitrine mit Häftlingskleidung belegen die Zustände im KZ Flossenbürg und seinen Außenlagern aus der Perspektive der Gefangenen. Die Grafiken von Häftlingen aus Deutschland, Tschechien, Italien und Frankreich werden als künstlerische Gestaltung ernst genommen und als hochwertige Reproduktionen in Form einer Galerie präsentiert.

Zweiseitig einsehbare Vitrinen und unterschiedliche Zugänge zum Kabinett beziehen die Themen dieses zentralen Ausstellungsbereichs zum Überleben und Sterben im



Lager auf die chronologische Erzählung der Lagergeschichte der übrigen Ausstellung. Das Kabinett begegnet dem Ausstellungsbesucher so bei einem Rundgang mindestens zweimal.

Der Ausstellungsbereich »1938-1945: Die SS in Flossenbürg« thematisiert in der Ausstellung die SS-Täter. Es war dem Ausstellungsteam wichtig, in der Dauerausstellung selbst die Frage nach den Tätern zu beantworten, ihre Bezüge zum Ort, ihr Handeln als Gruppe und auch ihre Lebenswege darzustellen.

Ein Durchgang zwischen den Ausstellungswänden zum Thema SS führt zum Ausstellungsbereich »ab 1941: Exekutionen und Massenmord«. In der Ausstellung wird so der direkte Zusammenhang zwischen der SS und ihren Verbrechen deutlich. Nüchtern präsentierte Dokumente, aber auch eine Fotosequenz der Erhängung eines Mannes in polnischer Uniform durch ein Flossenbürger Exekutionskommando belegen Verbrechen durch die SS selbst oder in ihrem Auftrag.

Ein langes Ausstellungsmöbel in Form einer Werkbank steht für den Wandel im KZ-System ab 1943, der auch das KZ Flossenbürg zum Wirtschaftsfaktor und Rüstungsstandort machte. Die Flugzeugproduktion der Firma Messerschmitt brachte für die Häftlinge zwar eine weniger kräftezehrende Arbeit als bisher im Steinbruch. Allerdings wurde bald rund um die Uhr gearbeitet, die Arbeit kam dem Feind zugute und die Häftlinge liefen Gefahr, der Sabotage beschuldigt zu werden. Aus Aluminiumresten der Flugzeugproduktion konnten kleine Gebrauchsgegenstände als Tauschmittel das Überleben sichern. In der Ausstellung ist unter anderem eine Zigarettendose aus Aluminium mit eingeritztem Flugzeug zu sehen. Die Aussage eines Häftlings in einer Hörstation stellt die Bedeutung dieses Objekts für das Leben eines Häftlings heraus.

Das Band mit privaten Fotos dominiert den Ausstellungsraum mit Lebensgeschichten ehemaliger Häftlinge.

Mehr als die Hälfte der Flossenbürger Häftlinge, darunter 16 000 Frauen, waren nicht in Flossenbürg selbst, sondern in einem der annähernd 90 Außenlager inhaftiert. Etwa ein Viertel der Ausstellungsfläche im Erdgeschoss ist daher den Außenlagern sowie den Todesmärschen aus dem Hauptlager und den Außenlagern gewidmet.

Eine Projektion an eine Ausstellungswand zeigt Entstehung und Veränderung des Flossenbürger Außenlagersystems in Bayern, Sachsen und Böhmen und vernetzt dieses mit dem komplizierten Geschehen der Todesmärsche Richtung Süden im Jahr 1945. Nicht nur die räumliche Dimension des Außenlagersystems wird so deutlich, sondern es gelingt auch, die dynamische Entwicklung des Außenlagersystems sowie das Chaos der Todesmärsche zu visualisieren. Besucher bekommen einen Eindruck des Geschehens ohne jeden einzelnen Ort und jede Route eines Todesmarsches genau nachvollziehen zu müssen. Genauere Informationen zu allen Außenlagern können bei Interesse in Arbeitsstationen abgerufen werden.

Die Befreiung des Hauptlagers und der Außenlager ist das letzte Thema der ersten Ausstellungsebene im Erdgeschoss des Wäschereigebäudes. Während die US-Armee Flossenbürg am 23. April 1945 erreicht, werden die letzten Häftlinge der Todesmärsche in Böhmen erst am 8. Mai befreit. Filmaufnahmen und Fotos dokumentieren das Grauen, welches die US-Armee in Flossenbürg und entlang der Todesmarschrouten vorfand.

Der Ausstellungsteil im Erdgeschoss endet mit einem Kubus, der als architektonischer Akzent das Ende der Lagergeschichte und den Übergang zur Nachkriegszeit symbolisiert. Im Kubus wird an die Zahl der Häftlinge und die Todesopfer erinnert. Den ambivalenten Prozess der Befreiung macht ein Zitat des ehemaligen Häftlings Jack Terry deutlich: »Obwohl ich Flossenbürg so schnell wie möglich verließ, hat Flossenbürg mich nie verlassen. Für uns, die ehemaligen Häftlinge, wurden die wiederkehrenden Erinnerungen an die Ereignisse der Vergangenheit zum Fundament unseres Lebens.«

Beim Verlassen des Kubus fällt der Blick auf eine Karte aller nationalsozialistischen KZ-Haupt- und Außenlager. Damit soll verdeutlicht werden, dass Flossenbürg nur ein Ort von vielen im nationalsozialistischen Lagersystem war.

Lebensgeschichte(n) – Leitmotiv der zweiten Ebene

Der erste Blickfang im Eingangsbereich des Ausstellungsgebäudes ehemalige Wäscherei ist ein großes Band mit Fotos. Zu sehen sind fünf Männer und eine Frau. Es handelt sich um private Aufnahmen, um Portraits, aber auch um Bilder von Ausflügen und Treffen mit Freunden. Dieses Fotoband setzt sich im Untergeschoss fort und bildet den visuellen Hauptakzent im größten Ausstellungsraum der Ausstellung, der ehemaligen Heizzentrale.

Hier sind Biografien von Häftlingen und die Häftlingszwangsgemeinschaft das Thema. In einem aufwändigen Projekt wurden alle der Gedenkstätte bekannten ehemaligen Häftlinge sowie Angehörige verstorbener Häftlinge angeschrieben und um Fotos, Erinnerungen, Material zum Leben ehemaliger Häftlinge des KZ Flossenbürg und seiner Außenlager gebeten. Es gelang so, eine ganze Zahl von Biografien zu rekonstruieren. Außerdem lagen nun Fotos vor, welche die ehemaligen Häftlinge in ihrem Alltag vor der Lagerhaft zeigten. Dies sollte auch den ersten Blick der Besucher prägen. Die Irritation, in einer KZ-Gedenkstätte auf Familienbilder, das Portrait eines jungen Mädchens, ein Foto von Pfadfindern in einem Ruderboot oder ein Bild von Franzosen in einem Straßencafé zu treffen, macht die Vielgestaltigkeit der Häftlingsgruppen und Einzelschicksale



sichtbar. Vielleicht vorhandene Klischees von »dem KZ-Häftling« werden so ohne lange Texte in Frage gestellt und korrigiert. Jeweils gegenüber den Fotos können die Besucher Name, Lebensdaten und den Zusammenhang zum KZ Flossenbürg erfahren.

So stehen nicht Häftlinge, sondern Menschen mit individuellen Lebenswegen, die auch ins Konzentrationslager führten, im Mittelpunkt. Dies ist eine inhaltlich wichtige Aussage und prägt die Perspektive. Denn viele der überlebenden ehemaligen Häftlinge verweisen über sechzig Jahre nach der Befreiung auf ein Leben, das zwar vielfach von der KZ-Haft geprägt war, sich aber eben nicht im Dasein als Häftling erschöpfte. Auch dies gehört zur Würdigung und Darstellung von Häftlingen in einer Ausstellung zur KZ-Geschichte, die im 21. Jahrhundert Gültigkeit beanspruchen will.

Dem steht eine Darstellung der nationalen Herkunft der Häftlinge (»Aus Europa verschleppt nach Flossenbürg«), ihrer Registrierung in Nummernbücher des KZ Flossenbürg sowie der Wege ins Lager (Politische Schutzhaft, Polizeiliche Vorbeugungshaft, Kriegsgefangene) gegenüber. Die Lebensgeschichten sind dadurch konzeptionell mit der historischen Analyse und der Strukturgeschichte verbunden.

Die ehemalige Heizzentrale bot durch ein zusätzliches zweites Untergeschoss die Möglichkeit, in einer Vertiefungsebene ausführlich Häftlingsgruppen und Einzelbiografien zu präsentieren. Siebzehn Häftlingsgruppen werden mit einem kurzen Text und bis zu vier exemplarischen Biografien vorgestellt. Es entsteht, ergänzend zum visuellen Ersteindruck des Fotobandes, ein vielfältiges Bild der Häftlingszwangsgemeinschaft. Die großen Gruppen der sowjetischen, polnischen und jüdischen Häftlinge kommen hier ebenso vor, wie die zahlenmäßig kleineren Gruppen der Sinti und Roma, der Homosexuellen, der Zeugen Jehovas und andere mehr.

Ehemaliges Häftlingsbad im Untergeschoss des Ausstellungsbauwerks, als wichtiger historischer Ort Teil des neuen Museums. Alle Fotos: KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, Bernhard Neumann

Der jüdische Häftling Jakob Szabmacher (Jack Terry) konnte sich in einem unterirdischen Versorgungsgang zwischen Heizzentrale und Häftlingsküche vor dem Todesmarsch verbergen. Dieser historische Ort ist in der Ausstellung mit einer Ausstellungstafel und einer Hörstation kommentiert. Auch die anderen Ausstellungstafeln bieten anrührende und spannende Lebensgeschichten Flossenbürger Häftlinge. Ergänzt wird dies durch ein langsam wachsendes Handarchiv mit weiteren Biografien sowie Videostationen mit Interviews ehemaliger Gefangener. Der Raum eignet sich mit Sitzgelegenheiten und Tischen zu Recherchen auf eigene Faust und zur pädagogischen Arbeit mit Kleingruppen. Nicht zuletzt ist hier auch ein dicker Band mit den Namen aller Häftlinge des KZ Flossenbürg ausgestellt.

Die Heizzentrale, ein eindrucksvoller, zweigeschossiger Raum, bildet einen Übergang zum »Häftlingsbad«. Das Raumensemble Häftlingsbad ist, als besonderer historischer Ort, nur sehr zurückhaltend kommentiert und bewusst nicht mit einer Ausstellung verstellt. Im Auskleideraum wird auf einer Ausstellungstafel und an drei Hörstationen die Funktion des Häftlingsbades erklärt. An der Wand ist ein Zitat des italienischen Häftlings Vittore Bocchetta zu lesen: »Hier haben wir nicht nur die Kleidung verloren, sondern unsere Seele«. Ergänzt wird dies durch eine Zeichnung Bocchettas, welche das Geschehen im Häftlingsbad darstellt.

Direkt an den Auskleideraum schließt sich das eigentliche Häftlingsbad an, ein weitgehend original erhaltener Raum. Nur eine Fototafel dokumentiert den Zustand des Raumes 1945. Ansonsten ist das Häftlingsbad selbst Ausstellungsobjekt. Besucher bewegen sich hier auf einem Glassteig, der das Raumensemble Häftlingsbad konservatorisch schützt und als etwas Besonderes kennzeichnet. Es wird aber auch die zeitliche Distanz zur Lagerzeit betont. Das Raumensemble Häftlingsbad ist einerseits über die erste Ausstellungsebene im Erdgeschoss und das Foyer, andererseits über den originalen Zugang, durch den die Häftlinge getrieben wurden, vom Appellplatz her zugänglich.

Zeitgeschichtliche Museen in KZ-Gedenkstätten – Standards moderner Museumsarbeit

Ziel des Projekts der neuen Dauerausstellung in Flossenbürg war es, der Gedenkstätte ein modernes zeithistorisches Museum hinzuzufügen, welches für die Besucher erstmals auch eine umfassende Erklärung des Ortes anbieten sollte. Hierbei galt es, sich an den Standards aktueller Museumsgestaltung zu orientieren. So hielt das Ausstellungsteam die anfangs vereinbarte Linie durch, sich textlich möglichst zu beschränken. Nur wenige ausgewählte Texte durften eine Länge von 1 200 Zeichen haben, für kleinere Texte und Objektbeschriftungen wurde eine wesentlich niedrigere Zeichenzahl eingehalten. Alle deutschen Texte sind im Präsens geschrieben, was einen frischeren und lebendigeren Stil ermöglicht und auch Zeichen spart. Diese Textgestaltung ermöglichte es, die gesamte Ausstellung in deutscher und englischer Sprache anzubieten.

Objekte sind als Relikte mit eigener Aura und als Belege für die Lagergeschichte, als »Museumsdinge« (Gottfried Korff) präsentiert. Gleich ob Aluminiumbecher, Nietenkiste der Flugzeugproduktion oder Granitstein mit der Aufschrift »Sauberkeit« vermitteln sie als Zeichenträger nicht nur Information, sondern fordern auch zu Nachfragen heraus. Eine Kontextualisierung liefern hierzu die Ausstellungstexte. Der größte Teil der relevanten Sachzeugnisse zur Lagergeschichte, die in der Gedenkstätte gesammelt werden konnten, sind auch ausgestellt, so dass die Ausstellung gleichzeitig auch Depot für die wichtigsten originalen Objekte der Lagerzeit ist.

Ein entscheidender Punkt für das Verständnis und die Nutzbarkeit eines Museums sind architektonische und grafische Gestaltung der Ausstellungsräume.

Die aus einem beschränkten Wettbewerb hervorgegangene Ausstellungsgestaltung von Axel Pohl (Kleineberg und Pohl, Braunschweig) und Peter Wentzler (Hinz und Kunst, Braunschweig) versucht, »sprechende« Ausstellungsträger zu finden, die Assoziationen zu den Themen der Ausstellung schaffen. So stehen Ausstellungsmöbel in Form von Schreibtischen für das verbrecherische Verwaltungshandeln beim Lageraufbau, ein Ausstellungsträger in Form einer Werkbank deutet die Zwangsarbeit in der Flugzeugproduktion an. Nicht in jedem Fall allerdings konnte und sollte für den Ausstellungsträger eine Form entstehen, die durch den Ausstellungsinhalt begründet ist. Die räumliche Enge in einem Konzentrationslager, die Umstände einer Exekution, die Qual eines Todesmarsches und andere Themen entziehen sich weitgehend architektonischer Darstellbarkeit. Statt auf unangemessene Nachbauten setzt die Ausstellung hier auf nüchtern präsentierte Dokumente, Fotos, Objekte und Hörstationen mit Häftlingserinnerungen.

Architektur stellt Zusammenhänge her – etwa durch die zentrale Platzierung des Ausstellungsbereich zum Überleben und Sterben der Häftlinge oder durch die direkte Beziehung des Ausstellungsteils zur Flossenbürger SS auf den Ausstellungsteil zum Thema Exekutionen und massenhafter Mord. In der zweiten Ausstellungsebene nimmt sich die Ausstellungsarchitektur bewusst zurück. Die erhaltene Bausubstanz des Raumensembles Häftlingsbad tritt in den Vordergrund.

Die Grafik der Ausstellung strukturiert die erklärenden Texte so, dass sie nicht wie ein wissenschaftliches Buch an der Wand wirken, sondern als kommentierende Information zu den ausgestellten Exponaten. Dokumente werden daher möglichst mit ihren Zeitspuren und in originaler Größe präsentiert. Besondere Sorgfalt gilt der Darstellung von Zeichnungen, Gemälden und Grafiken von Häftlingen. Diese sind nicht nur als Abbildung, sondern als Kunst präsentiert. Eine zurückhaltende Farbgestaltung sorgt ohne übersteigerte Farbsymbolik für eine inhaltliche Gliederung. Der Eindruck einer rein grauen oder schwarzen Ausstellung sollte vermieden werden.

Architektur und Grafik bieten so einen geleiteten, aber unverstellten Zugang zur Geschichte des KZ Flossenbürg.

Medien werden an drei Punkten eingesetzt: Filmprojektionen, jeweils zu Beginn und am Ende der Ausstellung, kontrastieren die Idylle des Dorfes Flossenbürg vor 1938 mit dem, was die Amerikaner 1945 in Flossenbürg vorfanden. Komplexe Prozesse wie die Überformung des Lagers nach 1945 und das Entstehen des Außenlagersystems sowie die Todesmärsche Richtung Süden werden durch Projektionen dargestellt, die einen zeitlichen Ablauf und räumliche Veränderungen visualisieren können. Schließlich ist auf beiden Ebenen der Ausstellung durch Hörstationen die Erinnerung der Häftlinge als eigener Erzählstrang eingebracht. Ergänzt wird dies in der zweiten Ausstellungsebene durch einige wenige Häftlingsinterviews in Videostationen sowie einen neu zur Ausstellung konzipierten Zeitzeugenfilm.

Dieser neue Zeitzeugenfilm versucht die subjektiven Erinnerungen ehemaliger Häftlinge einzufangen. Ein mehrjähriges Interviewprojekt sowie die Aufarbeitung weit verstreuter Bestände von Zeitzeugeninterviews haben dies vorbereitet. Sieben ehemalige Häftlinge, eine Frau und sechs Männer, berichten über ihre KZ-Haft. Sie tun dies über sechzig Jahre nach der Befreiung. Dies prägt ihren Blick und ihre Haltung. »Mir

ist es so ergangen, aber anderen noch schlimmer, weil – ich bin ja noch hier«, sagt Charles Dekeyser in einem Interview. Die Erinnerungen sind so unterschiedlich wie die Sprachen, die im Film aufscheinen.

Bewusst wurde kein »Einführungsfilm« konzipiert und auch architektonisch der Filmraum nicht an den Eingangsbereich der Gedenkstätte gestellt. Zunächst kann man so selbst ohne Vorgabe den Ort entdecken. Der Zeitzeugenfilm bietet ergänzend das, was kaum ein Dokument, kein historisches Baurelikt, kaum ein Foto erzählen kann: eine Darstellung dessen, was die Häftlinge erlebt haben aus deren eigener Perspektive. Der Zeitzeugenfilm endet nicht mit einer Lehre, sondern mit einer Frage des ehemaligen Häftlings Jack Terry: »Was wird geschehen, wenn wir einmal nicht mehr da sind und wie wird die Erinnerung, unsere Erinnerung, weitergegeben an zukünftige Generationen? Daran muss ich häufig denken.«

Die Erfahrungen seit Ausstellungseröffnung zeigen, dass der Film gut angenommen wird und – dies war eigentlich so nicht geplant – von zahlreichen Schulen zur Vorbereitung genutzt wird. Der Film liefert auch einen emotionalen Zugang zum Ort und ist somit als Teil der Vorbereitung gut verwendbar.

Ausstellungsteam und Arbeitsprozess

Planung und Umsetzung der neuen Ausstellung waren ein mehrjähriger Arbeitsprozess, bei dem nicht nur inhaltliche und gestalterische Fragen der neuen Ausstellung selbst beantwortet, sondern auch die Bausanierung und die Gestaltung des Umfeldes begleitet werden mussten. Das Ausstellungsteam um Gedenkstättenleiter Jörg Skriebeleit und Projektleiter Alexander Schmidt bestand zunächst aus den befristet beschäftigten Wissenschaftlern der Gedenkstätte: Ulrich Fritz, betraut mit dem Aufbau des Archivs der Gedenkstätte, brachte auch seine Forschungen zu den Außenlagern ein, Klaus Heidler seine langjährige Beschäftigung mit Häftlingsbiografien und Forschungen zur SS, Johannes Ibel die Ergebnisse archäologischer Grabungen und insbesondere die hervorragende Häftlingsdatenbank mit einer nahezu vollständigen Erschließung der Namen aller Flossenbürger Häftlinge. Christina Kick (Sekretariat, Budgetmanagement), Irmgard Sieder (Verwaltung, Bibliothek, Computeranlage) und Ernst Pflaum (Außenanlagen, Haustechnik) unterstützen das Ausstellungsteam intensiv.

Dass es, parallel zum Vergessen des Ortes, vor Beginn der Neugestaltungsmaßnahmen auch ein großes Defizit in der Forschung gab und dass auf keine Sammlung von Relikten des Konzentrationslagers zurückgegriffen werden konnte, war für das Ausstellungsprojekt nicht nur eine große Hürde, sondern auch eine Chance: Alles, was ausgestellt werden sollte, musste in nationalen und internationalen Archiven, Museen und Sammlungen aktuell recherchiert werden. Der Aufbau einer Häftlingsdatenbank, die Erschließung erworbener Archivbestände, Funde archäologischer Grabungen und die mehrjährige Forschungsarbeit zu den Außenlagern ermöglichten eine Ausstellung auf dem neuesten wissenschaftlichen Forschungsstand.

Ohne die Mithilfe externer Mitarbeiter in den letzten eineinhalb Jahren vor Ausstellungseröffnung wäre das Projekt nicht gelungen. Christa Schikorra (Berlin) konzipierte einen zentralen Teil der Ausstellung im Erdgeschoss, lieferte biografische Recherchen sowie zahlreiche Texte und konnte ihre langjährige Erfahrung mit Häftlingsbiografien und Ausstellungsprojekten nutzen. Johanna Wensch (Weimar) erarbeitete vor dem Hintergrund ihrer Mitwirkung an der Ausstellung Topf & Söhne das Thema Sterben

und Tod, lieferte Häftlingsbiografien und Texte. Alle Mitglieder des Ausstellungsteams nahmen intensiv an der Textdiskussion, Gestaltungsfragen und an der Realisierung der Ausstellung teil.

Ortsbezug – Gedenkstättenkontext – selbstbestimmte Besucher

In der Gedenkstätte hat das Museum zur Lagergeschichte eine dienende Funktion. Sie ergänzt einen Gedenkstättenbesuch und erklärt das heute schwierig zu entziffernde Gelände. Das animierte Lagermodell im Foyer verbindet innen und außen, Ausstellung und Gelände. Ausblicke beim Lagermodell, zum Appellplatz und zum Arrestbau verweisen die Besucher darauf, dass sie sich am historischen Ort inmitten der Gedenkstätte befinden. Das Museum zur Lagergeschichte versteht sich nicht als Dokumentenhaus oder Dokumentationszentrum. Es soll kein Textfriedhof wissenschaftlicher Arbeit sein, sondern ist einem »demokratischen Omnibus-Prinzip« (Gottfried Korff), einer möglichst breiten Allgemeinverständlichkeit verpflichtet. Allerdings kann das Thema Konzentrationslager nicht als architektonischer Erlebnisraum mit Eventcharakter angelegt werden. Das Museum setzt vielmehr darauf, als spannend gestaltete, interessante Präsentation der Lagergeschichte und damit als narrativer Raum zu wirken. Historische Bildung und eigenständiges Entdecken stehen im Vordergrund.

Auszugehen ist von einem selbstbestimmten, unabhängigen Besucher, der nie die gesamte Ausstellung wahrnimmt, sondern nur das, was ihn in irgendeiner Weise fesselt oder interessiert.

Dr. Alexander Schmidt, Historiker, arbeitet seit 2002 an der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und war Leiter des Ausstellungsprojekts.

Literaturhinweise

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Hg.), Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945. Ausstellung. Eröffnung am 22. Juli 2007, Flossenbürg 2007 (Zeitung zur Ausstellungseröffnung)
KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Hg.), Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945.
Ausgewählte Texte und Bilder der Ausstellung zur Lagergeschichte, Flossenbürg 2007
Alexander Schmidt, Geschichte auf zwei Ebenen – die neue Dauerausstellung »Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945«, in: Dachauer Hefte 23 (2007), S. 236–246
Jörg Skriebeleit, Flossenbürg – Hauptlager, in: Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hg.), Flossenbürg. Das Konzentrationslager Flossenbürg und seine Außenlager, München 2007 (In dem Band sind auch Artikel zu allen Außenlagern enthalten).

Lebensweltorientierungen in der historisch-politischen Jugendbildungsarbeit

ERGEBNISSE DER EVALUATION DER PÄDAGOGISCHEN ARBEIT IN DER AUSSTELLUNG »ANNE FRANK. HIER & HEUTE«

Julia Franz, Patrick Siegele und Nicole Warmbold

Im November 2006 hat das Anne Frank Zentrum seine neue ständige Ausstellung eröffnet. Wenige Wochen später begann die Evaluation der pädagogischen Arbeit mit Schulklassen. Die Ergebnisse wurden im September 2007 einer interessierten Fachöffentlichkeit vorgestellt.

Die neue Ausstellung mit dem Titel »Anne Frank. hier & heute« führt von der Geschichte in die Gegenwart. In einer begehbaren Zeitleiste wird die persönliche Lebensgeschichte Anne Franks erzählt, verbunden mit der Welt, in der sie gelebt hat. Neben diesem biografisch-chronologischen Teil zeigen vier Gedankeninseln, welche Bedeutung die zentralen Themen des Tagebuches für die Gegenwart haben. In Videoclips, die sich aus aufeinanderfolgenden Interview-Sequenzen zusammensetzen, kommen fünf Berliner Jugendliche vielfältiger Herkunft zu Wort, die sich heute mit Fragen beschäftigen, auf die auch Anne Frank damals Antworten suchte. Dies sind zum einen persönliche Fragen über Identität, Werte und Zukunft, zum anderen politische Fragen über Krieg, Diskriminierung und Zivilcourage. Besucherinnen und Besucher sind aufgefordert, sich ebenfalls mit diesen Fragen auseinander zu setzen.

In einem gemeinsamen Prozess entwickelte das Anne Frank Zentrum mit den Ausstellungsbegleiter/-innen Ziele für die pädagogische Arbeit, die von Wissensvermittlung über Quellenkritik bis hin zur Reflexion eigenen Handelns reichen. Darauf aufbauend wurden die zweistündigen Ausstellungsbegleitungen konzipiert. Die Schulklassen

Die Zeitleiste in der Ausstellung »Anne Frank. hier & heute«: Links die Bildercollage zur Lebensgeschichte Anne Franks, rechts zum historisch-politischen Kontext. Foto: Thomas Hebler



werden im Anne Frank Zentrum in Kleingruppen von bis zu 15 Jugendlichen aufgeteilt und durch die Ausstellung begleitet. Junge Erwachsene, die sich als Begleiterinnen und Begleiter engagieren, stellen in der Ausstellung Bezüge zur Gegenwart und zur Lebenswelt Jugendlicher her. Dabei wird viel Wert auf die Beteiligung der Jugendlichen gelegt – etwa wenn sie in der Zeitleiste ausgewählte Fotos selbst erschließen und später vor der Gruppe vorstellen sollen oder wenn sie aufgefordert sind, Plakate zu den Themen der Gedankeninseln anzufertigen, um diese dann in der Gruppe zu diskutieren. Im Team der Begleiter/-innen sind verschiedene Hintergründe und Studienrichtungen vertreten. Gemeinsam ist allen ein besonderes Interesse für die Geschichte und Gegenwart des Antisemitismus sowie ihr Engagement in der Bildungsarbeit mit Jugendlichen. Begleitet werden Gruppen ab der 4. Jahrgangsstufe, hauptsächlich aber zwischen der 6. und 9. Stufe. Für viele Schulklassen ist das Anne Frank Zentrum der erste Anlaufpunkt, um sich mit den Themen Nationalsozialismus, Holocaust und Zweiter Weltkrieg zu beschäftigen. Viele lesen das Tagebuch der Anne Frank im Deutsch- oder Religionsunterricht, lange bevor der Geschichtsunterricht das 20. Jahrhundert behandelt. Obwohl ihnen die historischen und politischen Zusammenhänge noch kaum bewusst sind, haben fast alle Kinder und Jugendlichen bereits vom Zweiten Weltkrieg und vom Holocaust gehört.

Die Evaluation hatte zum Ziel, die Wirksamkeit der Ausstellungsbegleitungen zu prüfen. Dabei gaben die vom Anne Frank Zentrum formulierten Ziele der pädagogischen Arbeit die Kriterien vor. Die Evaluation sollte zu verwertbaren Ergebnissen zur Sicherung und Steigerung der Qualität führen. Ein besonderer Schwerpunkt wurde auf das Verhältnis der Ziele zu verschiedenen Zielgruppen gelegt (unterschieden nach Klassenstufen, Schultypen und sozialen Hintergründen). Das Anne Frank Zentrum entschied sich für eine Selbstevaluierung mit professioneller Begleitung und entwickelte ein Konzept, das quantitative und qualitative Erhebung kombinierte. Das Team setzte sich aus hauptamtlichen und freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammen. Julia Franz und Patrick Siegele leiteten das Projekt. Während Mitarbeiter/-innen des Anne Frank Zentrums die



Jugendliche in der Gedankeninsel zum Thema »Krieg«. Anhand eines Arbeitsauftrages erarbeiten sie eine Präsentation, die sie anschließend ihrer Klasse vorstellen.
Foto: Heidi Schulze

quantitative Erhebung (Anna Augustyn und Stefan Weigand) und die Datenauswertung (Marion Gruber) durchführten, kamen für die qualitative Erhebung nur außenstehende Personen in Frage. Für diese Aufgabe wurden Henning Nahm und Nicole Warmbold ausgewählt, die mit der außerschulischen Bildungsarbeit zur NS-Geschichte und Methoden der Evaluation vertraut sind und gleichzeitig mit unvoreingenommenem Blick die Ausstellungsbegleitungen im Anne Frank Zentrum beobachteten. Ingo Siebert von camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung im sozialen Bereich GmbH, stand dem Projektteam im gesamten Prozess beratend zur Seite.

Im Fokus der quantitativen wie auch der qualitativen Erhebung standen die Schülerinnen und Schüler. Fünfzehn Schulklassen, hauptsächlich aus Berlin und Brandenburg, nahmen teil. Durchaus typisch für die Gruppenanmeldungen im Anne Frank Zentrum, waren überwiegend Klassen der 6. und 8. Stufe vertreten. Bei den Lehrerinnen und Lehrern stieß das Vorhaben auf bereitwilliges Entgegenkommen. Sie informierten ihre Schülerinnen und Schüler, dass es vor allem auch um ihre Einschätzung der Ausstellungsbegleitung gehen würde. Im Anschluss an die Ausstellungsbegleitungen füllten die Jugendlichen einen standardisierten Fragebogen aus. Bei acht Schulklassen wurden zusätzlich Hospitationen und – einige Tage darauf – Auswertungsgespräche durchgeführt. Die große Mehrheit der Jugendlichen ließ uns wissen, dass sie sehr gern an der Befragung teilnahme.

Die Erhebungen erforderten eine Konkretisierung der pädagogischen Ziele auf der Handlungsebene. Ausgehend von bestehenden Zielformulierungen bildete das Projektteam zunächst fünf Ebenen einer Ausstellungsbegleitung: Setting, Begleitung, Gruppenprozess, Themen/Inhalte und Nachhaltigkeit. Für diese Ebenen wurden sodann konkrete Handlungsziele formuliert und in einem weiteren Schritt Indikatoren für die Erreichung der einzelnen Handlungsziele benannt. Daraus entstand ein Leitfaden sowohl für die quantitative Erhebung in Form eines standardisierten Fragebogens, als auch für die qualitativen Beobachtungen und Auswertungsgespräche. Auf dieser Grundlage wurden später auch die Ergebnisse der drei Erhebungsformen ausgewertet.

Am Stammbaum der Familie Frank erfolgt die Einleitung in die Zeitleiste; rechts liegen die laminierten Bilder für die Arbeitsaufträge bereit.
Foto: Tim Zülch



Ergebnisse

Im Folgenden fassen wir zentrale Ergebnisse der Evaluation zusammen.

Setting – »Ohne Hocker wäre es doof gewesen«

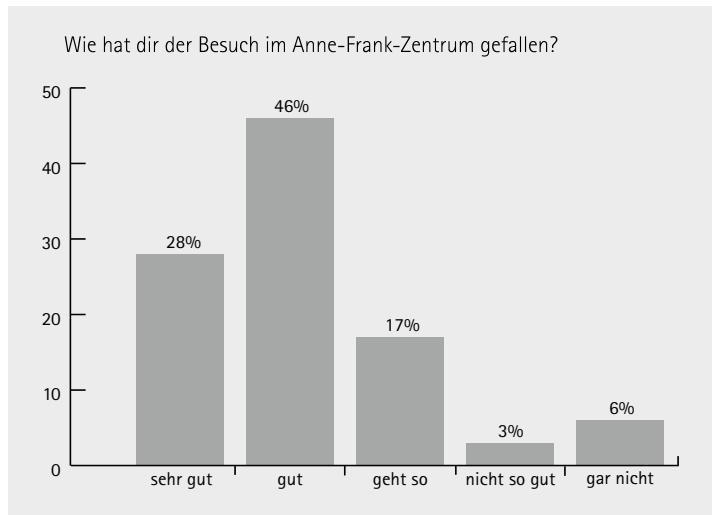
Das Setting umfasst zeitliche, räumliche, akustische, inhaltliche und methodische Rahmenbedingungen. Sie definieren die Arbeitsatmosphäre und tragen wesentlich zu Erfolg oder Misserfolg einer Ausstellungsbegleitung bei.

Im Anmeldegespräch werden die Lehrkräfte über Ablauf, Inhalte und Methoden informiert und nach dem Kontext des geplanten Besuchs, der Art

der Vorbereitung und dem Vorwissen der Jugendlichen gefragt. Die Begleiterinnen und Begleiter sind stets rechtzeitig vor der Ankunft ihrer Klasse in der Ausstellung, informieren sich anhand eines Anmeldebogens über die Gruppe und sprechen sich untereinander ab. Sie haben den Ablauf geplant, Methoden ausgewählt und Arbeitsmaterialien zurechtgelegt. Bei der Begrüßung geben sie einen Überblick über das Programm, manchmal nennen sie Regeln zum Umgang miteinander und beginnen mit einem Kennenlern-Spiel.

Im Hinblick auf die akustischen, räumlichen, und zeitlichen Gegebenheiten ergibt sich ein differenziertes Bild. Da sich die einzelnen Ausstellungsteile in unmittelbarer räumlicher Nähe befinden, kommt es vor, dass, wenn eine Gruppe während einer Arbeitsphase in den sogenannten Gedankeninseln zu laut ist, dies die Begleitung in der Zeitleiste stört. Die vorhandenen Sitzgelegenheiten (Filzhocker, die sich im Raum bewegen lassen) werden sehr gelobt, langes Stehen deutlich kritisiert. Die Gestaltung der Zeitleiste, die chronologisch von der Geburt Anne Franks 1929 bis zu ihrem Tod in Bergen-Belsen 1945 führt, finden viele Jugendliche gut. Ihnen gefällt die räumliche Gegenüberstellung von Anne Franks Lebensgeschichte mit den politischen Ereignissen. Kritikpunkte betreffen die klein gedruckten Texte und die Anordnung der Fotos. Einige fanden die Bildcollagen (insgesamt über 300 Abbildungen) in der Zeitleiste »überladen« und hatten Schwierigkeiten, bestimmte Fotografien zu finden. Die Informationen zu einzelnen Bildern wurden teilweise als ausreichend, teilweise als zu knapp für die Vorstellung der Bilder eingeschätzt. Einzelne empfanden die Zeitleiste als zu eng. Für die multimedialen Gedankeninseln gibt es neben viel Lob Kritik an der technischen Umsetzung. Einige Schülerinnen und Schüler hätten die Filmclips gern selbst gesteuert, um sich für ihren Arbeitsauftrag Notizen zu machen. Den Wechsel zwischen einzelnen Interview-Sequenzen empfanden einige als zu schnell, sie konnten kaum folgen oder mitschreiben. Einzelne Filme wären schwer verständlich oder zu leise, andere zu laut.

Problematisch ist die zur Verfügung stehende Zeit. Insbesondere in der Zeitleiste schlägt die anfangs ruhige Arbeitsatmosphäre gegen Ende in Eile um. Das wirkt sich auf die Qualität der Vermittlung aus: Zu Beginn nehmen sich die Begleiterinnen und Begleiter noch genügend Zeit zur Vorstellung der Bilder durch die Jugendlichen, sie erarbeiten gemeinsam mit ihnen die Inhalte und stellen viele Fragen. In der zweiten



In einem standardisierten Fragebogen hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, zuerst den Besuch des Anne Frank Zentrums insgesamt zu bewerten. Befragt wurden 226 Schülerinnen und Schülern.

Hälfte dominiert der Zeitdruck. Nur ein kleiner Teil der Jugendlichen fand die Zeit für die Zeitleiste zu kurz; die Mehrheit äußerte, zum Ende hin nicht mehr aufnahmefähig zu sein. Viele Jugendliche wünschten sich, Zeitleiste und Gedankeninseln auch allein und ohne Arbeitsauftrag erkunden zu können. Die Pause von fünf bis zehn Minuten ist wichtig. Die Schulklassen bekommen eine kurze Erholung, während die Begleiterinnen und Begleiter Methoden überdenken und gegebenenfalls variieren können.

Bereits aus diesen Ergebnissen für das oft unterschätzte Setting ergibt sich Handlungsbedarf für das Anne Frank Zentrum – so im Hinblick auf die zeitliche Gestaltung.

Begleitung – »Ich fand es gut, weil so hat man besser gelernt und musste nicht die ganze Zeit zuhören«

Die Begleitungen durch die Ausstellung »Anne Frank. hier & heute« zielen darauf, die Inhalte der Ausstellung zu vermitteln und es den Jugendlichen gleichzeitig zu ermöglichen, Gedanken und Meinungen einzubringen. Dies erfordert von den Begleiter/innen einen Balanceakt zwischen der Vermittlung komplexer Inhalte und der Partizipation der Jugendlichen, den sie insgesamt kompetent meistern.

Die Zeitleiste wird mit den Schülerinnen und Schülern anhand von Bildvorstellungen erarbeitet. Die Jugendlichen bekommen Reproduktionen von Bildern aus den Fotocollagen der Ausstellung und erhalten dazu den Auftrag, allein oder in Kleingruppen deren Inhalte eigenständig zu erschließen. Beim anschließenden gemeinsamen Gang durch die Zeitleiste stellen sie jeweils »ihr« Bild vor. Die sich daraus entwickelnden Gespräche werden von den Ausstellungsbegleiterinnen und -begleitern angeleitet. Der Großteil der Jugendlichen beurteilte diese aktive Beteiligung positiv. Dennoch schätzten einige die Arbeitsaufträge als »zu unkonkret« ein. Mehrfach bestand der Arbeitsauftrag lediglich darin, »möglichst viel herauszufinden«. Ähnliches gilt auch für die Arbeitsaufträge in den Gedankeninseln. Hier sollen die Jugendlichen ein Plakat anfertigen, mit dem sie ihr Thema später vor der Gruppe erläutern. Bei zu offenen Arbeitsaufträgen fiel es Jugendlichen manchmal schwer, aus den Bildern, Videoclips und Texten der Gedankeninseln Aspekte für ihr Plakat auszuwählen.

Die Begleiterinnen und Begleiter setzen unterschiedliche Frageformen ein, um mit den

Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. In der Zeitleiste werden vor allem offene und geschlossene Wissensfragen gestellt, die auf Vermittlung zielen. Die Antworten der Schülerinnen und Schüler sind oft kurz und einsilbig oder fallen ganz aus. Zum Teil versuchen Begleiterinnen und Begleiter, durch Nachfragen und thematische Fokussierungen Gruppengespräche anzuregen. Insgesamt ist zu beobachten, dass Wissensfragen kaum zum Mitdenken anregen. Durch das Korrigieren falscher Antworten kann eine schulische Atmosphäre entstehen. Fragen, welche die Jugendlichen aufordern, Meinungen oder Vermutungen

Arbeitsaufträge mit Bildern kommen in so gut wie allen Ausstellungsbegleitungen vor. In der qualitativen Erhebung ergibt sich ein differenzierteres Bild, das den hohen Anteil an »geht so«-Antworten erklärt. Dieser lässt sich z.B. auf die Art der Moderation oder die zu offen formulierten Arbeitsaufträge zurückführen.



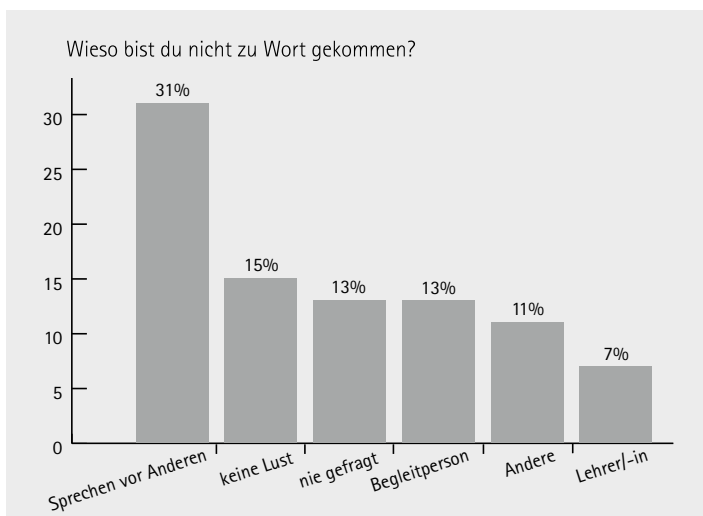
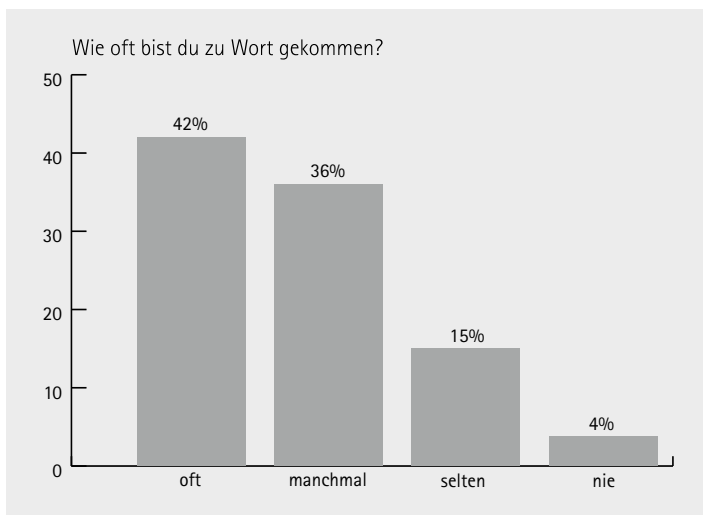
zu äußern und sich in Situationen und Perspektiven hineinzuversetzen, sind produktiver. Dies nimmt zwar mehr Zeit in Anspruch, scheint aber im Hinblick auf eine empathische Haltung und ein nachvollziehendes Verstehen deutlich erfolgreicher zu sein als rein wissensorientierte Fragen. Ähnlich erfolgreich sind Fragen, die an die Lebenswelt der Jugendlichen anknüpfen oder auf das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart zielen. In den Gesprächen über die Gedankeninseln formulieren die Jugendlichen oft eigene Gedanken.

Viele Schülerinnen und Schüler äußerten, dass die Begleiterinnen und Begleiter gut erklärten. Deren authentisches, engagiertes Auftreten kommt gut an; ihre Sprache wird überwiegend als verständlich empfunden – bei der standardisierten Befragung gaben dies 73% an. Viele Jugendliche bestätigten, dass auf sie eingegangen wurde; einige kritisierten, dass mit den Antworten nicht immer weitergearbeitet wurde. Zudem wurde in den Auswertungsgesprächen immer wieder kritisiert, dass die Begleiter/innen an einigen Stellen zu lange über ein Thema sprechen und ihr Redeanteil gegenüber dem der Jugendlichen deutlich überwiegen würde.

Hier wie auch beim Punkt Gruppenprozess zeigen sich die hohen Anforderungen, die an die Ausstellungsbegleiterinnen und -begleiter gestellt werden: Sie müssen die Gruppe beobachten, einschätzen, interpretieren und unmittelbar reagieren. Setzen sie dies insgesamt auch kompetent um, hat die Evaluation dennoch gezeigt, dass es einer zusätzlichen Sensibilisierung etwa in Hinblick auf die Fragetechnik und den Sprachgebrauch bedarf.

Gruppenprozess – »Ich fand gut, dass man seine eigene Meinung sagen konnte.«

Der Gruppenprozess ist ein weiterer wichtiger Aspekt der Ausstellungsbegleitungen und wird u.a. vom Umgang der Begleiterinnen und Begleiter mit der Gruppe beeinflusst. Soweit dies von außen beobachtbar ist, erfüllen diese die an sie gestellten Anforderungen gut: Sie vermitteln den Gruppen, dass sie mit ihnen ins Gespräch kommen wollen. Statt autoritär aufzutreten, bemühen sie sich um ein Verhältnis auf Augenhöhe. Zur Qualität des Gruppenprozesses tragen jedoch auch die Einstellungen der Einzelnen, Erwartungshaltungen, thematisches Vorwissen, soziale Kompetenzen und die Fähigkeit



Oben: Es geht darum, mehr darüber zu erfahren, wie die Jugendlichen selbst einschätzen, wie sehr sie am Gruppenprozess beteiligt waren.

Unten: Mit »Begleitperson« und »Anderer« ist gemeint, dass die Begleitperson bzw. Andere immer gesprochen haben. Wie die übrigen Antwortmöglichkeiten im Detail formuliert sind, ist im Fragebogen ersichtlich.

zur Teamarbeit bei. Diese sind auch innerhalb der Gruppen unterschiedlich ausgeprägt. Eine aktive Beteiligung findet vor allem dann statt, wenn die Jugendlichen ein besonderes Interesse und Vorwissen mitbringen. Zudem wirken Medien, soziale Milieus, Familienhintergründe auf die Einstellungen, mit denen die Jugendlichen in die Ausstellung kommen, und bestimmen den Gruppenprozess entscheidend mit. Bestimmen Widerstände die Haltung der ganzen Gruppe, ist zu fragen, ob das inhaltliche Programm davon unbeeindruckt »durchgezogen« werden soll.

Die meisten Jugendlichen fanden es gut, häufig zu Wort zu kommen und ihre Meinung sagen zu können. In besonders interessierten, gut vorbereiteten Gruppen wurden vereinzelt Gespräche von Schüler/innen selbstständig geführt und entwickelt. In der Regel bringen jedoch die Begleiterinnen und Begleiter durch Fragen die Gruppengespräche voran. Bei lebendigen Gesprächen oder Diskussionen fielen sich die Jugendlichen häufig ins Wort. Die Atmosphäre blieb aber immer freundlich, ausgrenzendes Verhalten wurde in keiner Gruppe beobachtet. Unterschiedliche Sichtweisen, Bewertungen und Einstellungen wurden stets zugelassen und in Diskussionen miteinander konfrontiert. Es kam aber auch vor, dass konträre Ansichten nebeneinander stehen blieben, ohne Diskussionen anzustoßen.

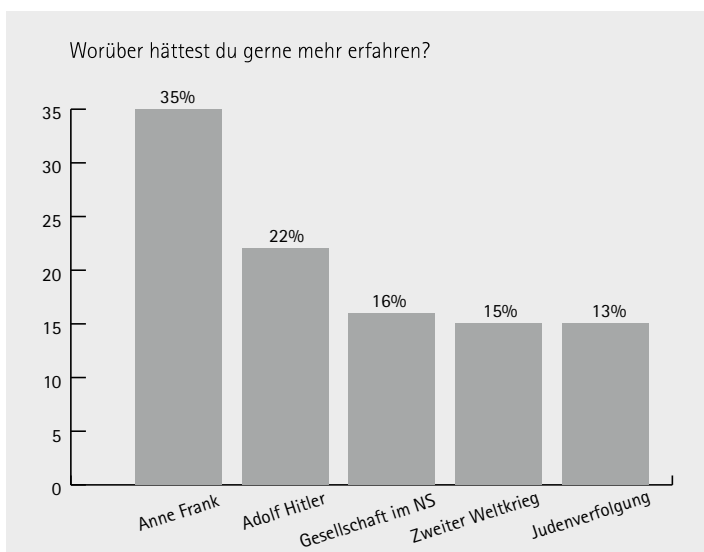
Insgesamt erreicht die angestrebte Partizipation immer wieder Grenzen. Zwar signalisieren die Begleiterinnen und Begleiter Gesprächsbereitschaft und greifen Fragen und Anmerkungen auf; zugleich aber haben sie das inhaltliche Programm zu bewältigen. Die enge Zeit schränkt die konzeptionelle Offenheit für Fragen und Gespräche ein. Stattdessen orientieren sie sich an festen Programmpunkten. In den Nachgesprächen stellte sich heraus, dass dies durchaus dem Interesse der Jugendlichen entspricht. So wurde von diesen selten bis gar nie fehlende Zeit für Gruppendiskussionen kritisiert, sondern eher, nicht genug über die Ausstellung erfahren zu haben.

Auffällig ist das Interesse an Personen. Gleich nach Anne Frank, wird Adolf Hitler genannt.

Themen und Inhalte – »Ich hätte gerne mehr über Hitler und KZs erfahren«

Die Ausstellung bietet die Möglichkeit, eine Fülle von Themen zu behandeln. Daher muss eine Auswahl getroffen werden, damit der Ausstellungsbesuch nicht inhaltlich überfrachtet wird.

Zentrale inhaltliche Anliegen sind die Verbindung der Lebensgeschichte Anne Franks mit der politischen Zeitgeschichte und Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Dieser Anspruch gerät immer wieder mit dem Ziel der maximalen Partizipation und der verfügbaren Zeit in Konflikt. Die Themen der vier Gedankeninseln – Identität, Zukunftsträume, Kriegsbilder, Diskriminierung/Zivilcourage – geben den Rahmen vor, in dem Vergangenheit und Gegenwart aufeinander bezogen werden. Das Aufzeigen der Verschränkung persönlicher Lebensgeschichten mit gesellschaftspolitischen Verhältnis-



sen erfolgt dann in der Zeitleiste. Die Schülerinnen und Schüler gaben übereinstimmend an, den Zusammenhang grundsätzlich verstanden zu haben.

In einigen Gesprächen in der Zeitleiste werden Perspektiven von Tätern und Verfolgten miteinander konfrontiert. Dabei geraten gesellschaftliche Machtverhältnisse in den Blick. Auch der kritische Umgang mit nationalsozialistischer Propaganda ist Thema. Die Fotocollagen bieten hierfür zahlreiche Möglichkeiten. Gesellschaftliche Rollen und die Frage von Verantwortung, Schuld, und Täterschaft hingegen könnten noch stärker angesprochen werden. Auch die Überlieferung wird in der Zeitleiste problematisiert. Die Radikalisierung von der forcierten Auswanderung zur Judenvernichtung kommt hingegen zu kurz. Hier wirkt der Zeitmangel. Die meisten Begleiterinnen und Begleiter kamen daher vom Verrat der Untergetauchten 1944 direkt zum Thema »Überlebende der Konzentrationslager«, sodass nur im Kontrast zu dem einzigen Überlebenden, Otto Frank, der Tod der Untergetauchten deutlich wurde. Ebenso fehlt Zeit, über den Umgang mit der Nazi-Vergangenheit nach 1945 zu sprechen.

Ein Faksimile in der Ausstellung dient dazu, das Tagebuch als Zeitdokument und Quelle zu besprechen, teilweise entstehen dazu lebendige Gespräche, die an der Lebenswelt der Jugendlichen anknüpfen.

Gegenwartsbezüge sind in der Zeitleiste selten, sie bestimmen stärker die Gespräche über die vier Gedankeninseln. Dabei wird vor allem Diskriminierung als aktuelles Problem thematisiert. Weitere Gespräche in den Inseln bewegen sich um das Thema Krieg, hier geht es v.a. um Mitverantwortlichkeit und um Computer-Kriegsspiele. Dem Thema Identität wird sich über die Fragen »Wer bin ich?« und »Wie sehen mich andere?« genähert. Teilweise entstanden Gespräche über Zukunftsträume und -sorgen, an denen sich aber nicht immer alle beteiligten. Die meisten Jugendlichen gaben an, nachvollzogen zu haben, was die Geschichte Anne Franks mit der in den Videoclips angesprochenen Gegenwart zu tun hat.

Die Ergebnisse zu Themen/Inhalte haben einen weiterführenden Verständigungsprozess darüber angeregt, was im Sinne der pädagogischen Ziele des Anne Frank Zentrums relevant und notwendig ist zu vermitteln und wie dabei eine klare Struktur aussehen könnte.

Nachhaltigkeit – »Man kann sich jetzt ein Bild machen«

Nachhaltige Wirkungen des Ausstellungsbesuchs sind schwer messbar. Die meisten Schüler/innen beschäftigten sich wenige Tage später schon wieder mit anderen Themen, auch wenn die Ausstellung ihr Interesse gefunden hatte. In den Auswertungsgesprächen erinnerten sie sich an einzelne Inhalte oder Gefühle, die beim Ausstellungsbesuch thematisiert worden waren. Besonders beeindruckt haben die meisten die Gedankeninseln, die Fotocollagen und einzelne Fotos. Dies verweist auf die hohe Bedeutung des visuellen Gedächtnisses. Die meisten gaben an, sich nach dem Ausstellungsbesuch die Zeit des Nationalsozialismus besser vorstellen zu können. Sie hätten Neues gelernt und offene Fragen klären können. Einzelne sagten, sie wären gegenüber bestimmten Themen aufmerksamer geworden. Andere sagten, ihr Bild vom Zweiten Weltkrieg hätte sich durch die Ausstellungsbegleitung verändert. Dieses wäre zuvor stark von Großeltern beeinflusst, die über Bombenkrieg und Kriegsgefangenschaft erzählten.

Die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler wollte sich unabhängig von ihrem Interesse nicht weiter mit dem Thema beschäftigen. Die wenigen, die gern mehr über

die Geschichte lernen wollten, schränkten ein, dies sei ihnen kein dringliches Bedürfnis. Bei einer weiteren Auseinandersetzung wären sie weniger an Büchern interessiert, sondern mehr an Gesprächen mit Zeitzeugen, Filmen und daran, »noch mehr erzählt zu bekommen«. Um Authentisches, Originale oder Rekonstruktionen zu sehen, würden einige auch Ausstellungen oder Museen besuchen. Insgesamt schien die Mehrheit den Ausstellungsbesuch gut und interessant zu finden, damit aber wäre es vorerst auch genug.

Die Jugendlichen ließen sich einige Tage später gern nach ihren Eindrücken von der Ausstellungsbegleitung fragen. Viele schienen großen Gesprächsbedarf zu haben – nur selten hatten sie mit Eltern oder Bekannten über den Besuch im Anne Frank Zentrum gesprochen. Auch dies kann auf die Notwendigkeit einer Nachbereitung von Ausstellungsbesuchen an Orten wie dem Anne Frank Zentrum verweisen.

Fazit und Ausblick

Die Evaluation der pädagogischen Arbeit in der Ausstellung »Anne Frank. hier & heute« war eines der wichtigsten Projekte des Anne Frank Zentrum der letzten Zeit. Es hat zur vertieften Reflexion über die Ziele der pädagogischen Arbeit beigetragen und wichtige und differenzierte Erkenntnisse über die Praxis der Arbeit in der neuen Ausstellung erbracht. Die Ergebnisse sind eine wesentliche Basis für künftige pädagogische Projekte gegen Antisemitismus, etwa im Rahmen des Bundesmodellprogramms »VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie«. Die Evaluation hat die hohe Qualität der Arbeit in der Ausstellung in vielen Punkten bestätigt. Sowohl die Ausstellung selbst als auch die Begleitungen wurden von den Jugendlichen sehr positiv beurteilt. In den Fragebögen gab es viel Lob für die Gestaltung der Ausstellung, für die freundliche Atmosphäre, für die interessant vermittelten Inhalte und für die aktive Beteiligung.

Bereits die Vorbereitung der Evaluation war ein wichtiger Entwicklungsprozess: Die weitergehende Zielformulierung und die Diskussionen über Qualitätsstandards der pädagogischen Angebote haben den nicht zu unterschätzenden Aufwand in jedem Fall gelohnt. Der Evaluationsprozess hat scheinbare Selbstverständlichkeiten hinterfragt, z.B. als es darum ging, Indikatoren festzulegen, anhand derer geprüft werden sollte, wann eine Ausstellungsbegleitung als gelungen gilt.

Die Ergebnisse der qualitativen und quantitativen Evaluation bringen das Anne Frank Zentrum in seiner Entwicklung einen großen Schritt voran. Diesen könnte man zusammenfassen mit dem Satz: »Weniger ist (oft) mehr.« Die Ziele, die bereits im Prozess der Ausstellungsentwicklung beschrieben worden waren, sind teilweise zu ambitioniert. Sie stehen im Widerspruch zur vorhandenen Zeit und zum schulischen und sozialen Kontext der Gruppen, die das Anne Frank Zentrum besuchen. Als Einrichtung der außerschulischen Jugendarbeit ist dieses nur ein Baustein innerhalb eines breiten Angebots zur historisch-politischen Bildungsarbeit. Die Voraussetzungen sind zu verschieden, um für alle Gruppen dieselben Ziele als Maßstab zu setzen. Das gilt auch für die Methoden und Themen, die als Mindeststandards der Vermittlung beschrieben wurden.

Neben diesen Erkenntnissen grundsätzlicher Art hat die Evaluierung dem Anne Frank Zentrum viele praktische Ergebnisse beschert, die unmittelbare Konsequenzen zur Folge haben. Im Bereich des Settings etwa sind Verbesserungen in der technischen Handhabung der Videopräsentationen nötig. Was die Begleitungen betrifft, sollten z.B. Arbeitsaufträge klarer formuliert und Methoden noch mehr den Voraussetzungen der

Gruppen angepasst werden. In Bezug auf den Gruppenprozess gilt es, die Begleiterinnen und Begleiter noch stärker zu qualifizieren, Fragen zu stellen, die an die Lebenswelt der Jugendlichen anknüpfen. Nur so entstehen tatsächlich Gespräche mit und zwischen den Jugendlichen und nicht Abfrage-Situationen, in denen sich die Jugendlichen nur als Stichwortgeber verstehen. Im Bereich der Themen und Inhalte besteht die größte Herausforderung darin, dass Teilnehmerorientierung und der Wunsch nach Partizipation nicht auf Kosten der zu vermittelnden Inhalte gehen. Ebenso deutlich wurde, dass es im Sinne der Nachhaltigkeit wichtig ist, Lehrerinnen und Lehrer bei der Nachbereitung des Besuchs zu unterstützen. Die Jugendlichen haben diese Möglichkeit sehr dankbar angenommen und das Erlebte reflektiert und kritisch kommentiert.

Das gute Gelingen des Evaluationsprojektes verdankt sich besonders der Qualität des gemeinsamen Prozesses. Es war eine wichtige Voraussetzung, dass alle Beteiligten – von den freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bis hin zur Direktion – gleichermaßen beteiligt und stets über die Ziele und das Vorgehen der Evaluation informiert waren. Nur so konnte verhindert werden, dass der Eindruck von Kontrolle entsteht. Stattdessen ging es darum, in einer vertrauensvollen Atmosphäre und im kritischen und ehrlichen Umgang miteinander zu Ergebnissen zu kommen, aus denen sich konstruktive Handlungsempfehlungen ableiten lassen, die eine hohe Praxisrelevanz haben und alle Beteiligten gleichermaßen in die Pflicht nehmen.

Gemeinsam mit allen Beteiligten hat nun der Prozess begonnen, aus den Ergebnissen und Empfehlungen konkrete Handlungsschritte abzuleiten. Diese Weiterentwicklung bleibt »work in progress« ein Weg mit kleinen Schritten und der Herausforderung, die Ziele in Einklang mit den Gegebenheiten zu bringen. Oder aber letztere mitzugestalten, um im Spannungsfeld von Zeit – Raum – Gruppe ein Maximum der Ziele zu erreichen. Hierzu erhoffen wir uns einen fruchtbaren, offen-kritischen Dialog mit unseren Partnern und allen, die im gleichen Themenfeld tätig sind.

Die vollständigen Ergebnisse der Evaluation sind als Broschüre erschienen. Sie können im pdf-Format auf der Website des Anne Frank Zentrums kostenlos heruntergeladen werden: www.annefrank.de/materialien

Julia Franz, seit 2005 pädagogische Mitarbeiterin im Anne Frank Zentrum. Dissertationsprojekt »Jugendliche mit muslimisch geprägtem Migrationshintergrund und der Islamdiskurs. Rekonstruktion von Subjektpositionierungen«.

Patrick Siegele, seit 2004 Leiter des Arbeitsbereiches »Ausstellung und Pädagogik« des Anne Frank Zentrums in Berlin.

Dr. des. Nicole Warmbold, Dissertation zum Thema »Lagersprache. Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald«, selbstständig tätig in der historisch-politischen Bildungsarbeit sowie als Lektorin und Projektmanagerin.

Das Denkmal der grauen Busse für die »Euthanasie«-Opfer in Berlin

VERDRÄNGEN, VERSCHWEIGEN, VERGESSEN –
BÜRGERSCHAFTLICHES ENGAGEMENT SETZT DAS DENKMAL DER
GRAUEN BUSSE UND DAMIT DIE ERINNERUNG IN BEWEGUNG

Sigrid Falkenstein

Aufstellung des »grauen Busses« in Berlin am 18. Januar 2008

Mehrere hundert Menschen waren der Einladung der Stiftung Topographie des Terrors und Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas gefolgt, als am 18. Januar 2008 unter großer medialer Beachtung das Denkmal der grauen Busse¹ von Horst Hoheisel und Andreas Knitz vor der Berliner Philharmonie der Öffentlichkeit übergeben wurde. Das Denkmal ist den Opfern der NS-»Euthanasie« gewidmet und soll am historischen Ort ein Denkzeichen setzen. In der Tiergartenstraße 4 – namensgebend für die »Aktion T4« – befand sich die geheime Zentraldienststelle der Nationalsozialisten, in der die systematische Massentötung psychisch kranker und geistig behinderter Menschen unter der beschönigenden Überschrift »Euthanasie« geplant und organisiert wurde. Eine ihrer Unterabteilungen war unter dem Tarnnamen »Gemeinnützige Krankentransport GmbH« (Gekrat) für den Transport der Kranken in die »Euthanasie«-Vernichtungsanstalten verantwortlich.

Der Graue Bus vor der Philharmonie ist Teil eines Denkmals¹, das insgesamt aus zwei in Beton gegossenen Repliken der Omnibusse besteht, die in den Jahren 1940 und 1941 im Rahmen der »Aktion T4« die als »lebensunwert« und »Ballastexistenzen« stigmatisierten Patienten und Patientinnen aus den Heil- und Pflegeanstalten in die Gaskammern der »Euthanasie«-Zentren transportierten. Einer der beiden Denkmal-Busse blockiert seit 2006 die alte Pforte der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Weißenau bei Ravensburg. Der andere Bus wechselt als Denkmal in Bewegung seinen Standort und steht nun für einige Monate in Berlin.³

Am Vorabend der Denkmal-Aufstellung fand eine gut besuchte Einführungsveranstaltung in der Landesvertretung von Baden-Württemberg statt, auf der Prof. Dr. Stefanie Endlich das Denkmal der grauen Busse im Kontext anderer Erinnerungszeichen an die Opfer der »Euthanasie«-Morde vorstellte. Nach den Ausführungen von Frau Endlich standen die beiden Künstler Horst Hoheisel und Andreas Knitz für Rückfragen zur Verfügung.

Am 18. Januar 2008 fand auf dem Vorplatz der Philharmonie keine Denkmal-Enthüllung im eigentlichen Sinne statt. Eine große Zahl von Zuschauern verfolgte gebannt, wie die Einzelsegmente des 70-Tonnen schweren Beton-Busses mit einem Kran vom Tieflader gehievt und aufgebaut wurden. Spektakulärer Schlusspunkt der »Denkmal-Enthüllung« war das »Einschweben« des letzten Betonsegments mit der eingemeißelten Frage eines Patienten »Wohin bringt ihr uns?« und den Jahreszahlen 1940/1941. An der Haltestelle des Denkmals der grauen Busse steht ein Haltestellenschild, das allerdings kein H wie Haltestelle zeigt, sondern ein I wie Information. Die gute Kooperation mit der BVG ermöglichte es, das Schild umzubauen und mit Projektinformationen zu versehen.

Die anschließende Einweihungsveranstaltung im Foyer der Philharmonie, an der mehrere hundert Menschen teilnahmen, war kurz, aber sehr würdevoll. Dazu trug nicht zuletzt die musikalische Umrahmung von Mitgliedern der Berliner Philharmoniker bei. Auf der Rednerliste der Veranstaltung, die von Dr. Christian Hanke, dem Bezirksbürgermeister von Berlin-Mitte, moderiert wurde, standen Wolfgang Thierse, Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Dr. André Schmitz, Staatssekretär für Kultur des Landes Berlin, Dr. Monika Stolz, Sozialministerin des Landes Baden-Württemberg und Hermann Vogler, Oberbürgermeister der Stadt Ravensburg. Als Vertreter des Runden Tisches sprachen Prof. Dr. Andreas Nachama und Sigrid Falkenstein.

Beide Veranstaltungen waren ein Resultat der Aktivitäten des Runden Tisches, der seit Anfang 2007 unter dem Dach der Stiftung Topographie des Terrors unter Beteiligung der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas regelmäßig tagt und dessen Ziel die angemessene Neugestaltung des »Euthanasie«-Gedenkorts an der Philharmonie ist.

»Grauer Bus« – Transportmittel der Erinnerung

»Das Denkmal hält die Erinnerung in Bewegung« hieß es in der Rede von Wolfgang Thierse. Damit nahm er einen zentralen Gedanken der beiden Künstler auf, die den grauen Bus als Denkmal in Bewegung und damit als Transportmittel der Erinnerung konzipiert haben. Auf der Internetseite von Andreas Knitz heißt es: »Mit dieser Arbeit wird nicht nur den Opfern des »Euthanasie«-Mordes ein Denkmal gesetzt; es werden auch Tat und Täter reflektiert, ... Erinnerung ist ein Prozess. Sie schafft Bilder, vergisst Bilder, verändert sich ständig, ist immer in Bewegung. ...«⁴

Als ich die Aufstellung des Denkmals an der Philharmonie verfolgte, schuf der Anblick des Busses viele Bilder und Gedanken in meinem Kopf. So dachte ich an die Nazi-Bürokraten, die hier als willige »Erfüllungsgehilfen« an ihren Schreibtischen unauffällig und effektiv die Verbrechen gegen die Menschlichkeit geplant und organisiert hatten. Mehr als 70 000 Patienten und Patientinnen psychiatrischer Anstalten fielen zwischen 1940 und 1941 der ersten zentral organisierten Massenvernichtungsaktion im Nationalsozialismus – der geheimen »Aktion T4« – zum Opfer. Nach Protesten aus der Bevölkerung, vor allem aus Kreisen der Kirche, wurde die Aktion offiziell im Sommer 1941 beendet, aber danach dezentral weitergeführt. Nach Schätzungen wurden bis Kriegsende mehr als 200 000 Patientinnen und Patienten durch Gas, Medikamente, Nahrungsentzug oder Injektionen getötet. In den Gaskammern von Bernburg, Brandenburg, Grafeneck, Hadamar, Hartheim und Pirna-Sonnenstein erprobten die Täter erstmals ihre systematische, fabrikmäßige Tötungstechnologie.

Heute wissen wir, dass es von den »Euthanasie«-Morden eine direkte Verbindung zum Holocaust, der Auslöschung der Juden Europas gibt. Nur wenige Täter wurden nach Kriegsende zur Rechenschaft gezogen. Ich fragte mich angesichts des Busses am historischen Ort, wie die Täter mit dem Wissen um ihre Taten weiterleben konnten.

Am Ort der Täter musste ich aber vor allem an die Opfer denken, zum Beispiel an die Menschen in jenem ersten Bus, der am 18. Januar 1940 – auf den Tag genau 68 Jahre zuvor – die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar bei München Richtung Grafeneck verlassen hatte. Laut Wetterchronik war der Winter 1939/40 extrem streng mit Temperaturen bis 30 Grad Minus, ergiebigen Schneefällen und enormen Schneeverwehungen. Angesichts

der Qualen der Menschen, die frierend, nur spärlich bekleidet durch ein Tor im Bretterzaun, vorbei am rauchenden Krematorium, zum Todesschuppen gingen⁵, erschienen mir die Klagen einiger Zuschauer über den grauen Nieselregen und das wenig winterliche Wetter an jenem Januartag im Jahr 2008 zwar nachvollziehbar, aber seltsam deplatziert.

Verdrängen, Verschweigen, Vergessen in deutschen Familien – Spiegel der Gesellschaft

»Aber über Anna spricht man nicht – Denkmal für Euthanasieopfer«, so titelte die Stuttgarter Zeitung⁶ am Tag nach der Aufstellung des grauen Busses. Das Bus-Denkmal transportierte für mich vor allem die Erinnerung an Anna, die Schwester meines Vaters. Sie wurde im März 1940 im Alter von 24 Jahren in Grafeneck vergast. Die Erinnerung an sie war jahrzehntelang ausgelöscht, so wie die »Euthanasie«-Verbrechen insgesamt aus dem kollektiven Gedächtnis unserer Gesellschaft verdrängt wurden. Selbst in ihrer Familie sprach man nicht über Anna, bis ich vor wenigen Jahren zufälligerweise ihren Namen auf einer Liste von »Euthanasie«-Opfern⁷ fand.

Geschockt von dem Ausmaß der Verdrängung, des Verschweigens und Nichtwissens begann ich Spuren der Erinnerung, aber auch Erklärungen für das Vergessen zu suchen. Dieser Erinnerungsprozess war mühselig und langwierig und ließ mich immer wieder gegen Mauern aus Ignoranz und Gleichgültigkeit rennen, die mich aber erst recht dazu veranlassten nachzuhaken. Es war ein Höhepunkt meiner Erinnerungsarbeit, als ich am 18. Januar an jenem historischen Ort, an dem man aus Menschen bloße Aktenzeichen gemacht hatte, über Anna sprechen konnte. In meiner Rede versuchte ich Anna – stellvertretend für die anonymen, vergessenen Opfer – Gesicht und Namen und damit ihre Individualität zurückzugeben. Ich hatte das Empfinden, dass ihr so ein Stück späte Gerechtigkeit widerfuhr.

Seitdem ich 2004 eine Internetseite über das Schicksal von Anna⁸ veröffentlicht habe, bekomme ich viele Zuschriften von Menschen, die – so wie ich – nach fast 70 Jahren versuchen, etwas über das Schicksal ihrer ermordeten Angehörigen zu erfahren. Jede Geschichte ist anders, doch es gibt eine auffällige Gemeinsamkeit: Das Geschehene wurde in den meisten Familien jahrzehntelang verschwiegen, ja tabuisiert, was die Nachfahren der nächsten Generationen bedrückt. Viele stoßen bei der Suche nach Informationen über ihre ermordeten Verwandten bis heute auf Widerstand. Das Vergessen und Verdrängen in den Familien ist ein Spiegel der deutschen Politik und Gesellschaft insgesamt, die sich mit der Aufarbeitung der »Euthanasie«-Verbrechen schwer getan haben. Die Ideologie, welche die Krankenmorde sanktionierte, war – und ist teilweise immer noch – in der öffentlichen Meinung verankert. Davon kündeten der mühsame juristische Weg zur Anerkennung des Unrechts, die späten und ungenügenden Entschädigungen für die zwangssterilisierten Menschen und nicht zuletzt die Diskussionen um ein zentrales Mahnmal für die »Euthanasie«-Opfer in Berlin.

»Erneut gab bürgerschaftliches Engagement den Anstoß für ein würdiges Gedenken«

Aktive Bürgerbeteiligung ist die Voraussetzung dafür, dass das Bus-Denkmal in Abständen seinen Standort wechselt. Der Bus wird nur in Bewegung gesetzt, wenn er von einer Gemeinde, Institution oder Bürgerinitiative angefordert wird, die den Transport durch Spenden und/oder öffentliche Mittel finanziert.



Der Berliner Kulturstaatssekretär André Schmitz wies in seiner Rede am 18. Januar ausdrücklich daraufhin: »Erneut gab bürgerschaftliches Engagement den Anstoß für ein würdigeres Gedenken an diesem authentischen Ort. Mein Dank gilt der Stiftung Topographie des Terrors, die dieses Engagement aufgenommen hat und mit allen Beteiligten über die Umgestaltung dieses Areals zu einem Dokumentations- und Gedenkort berät, der über die Täter und ihre Organisation informiert und zugleich die Opfer der Patientenmorde in ganz Europa aufklärt. Dafür stehen das Land Berlin und der Bund in gemeinsamer Verantwortung.«⁹

So war es auch erst dem Engagement einer Bürgerinitiative zu verdanken, dass nach Jahrzehnten des Ignorierens seitens öffentlicher Stellen 1989 eine Gedenktafel für die »Euthanasie«-Opfer an der Philharmonie eingeweiht wurde. Allerdings ist die ebenerdig in den Gehweg eingelassene Gedenktafel sehr unscheinbar und leicht zu übersehen. Bereits seit Jahren gibt es daher Kritik an der unzureichenden Gedenksituation und eine Neugestaltung dieses wichtigen historisch-topographischen Punktes wird immer wieder angemahnt. Auch ich war betroffen, als ich den Gedenkort an der Philharmonie 2006 zum ersten Mal bewusst wahrnahm und wandte mich – wie viele andere Bürgerinnen und Bürger – mit Briefen und Eingaben an Parteien, Politiker, Personen des öffentlichen Lebens und an verschiedene Institutionen. Außerdem veröffentlichte ich meine Gedanken auf meiner Homepage: »Es (das Gebäude der »T4«-Zentrale) stand auf

»Aennes letzte Reise« – Installation der Künstlerin Ulrike Oeter, die 2006 im Rahmen des Kunstlabors ArToll in einem ehemaligen Schlafsaal der Rheinischen Kliniken Bedburg-Hau aufgebaut war. Die Fotoprojektion zeigt Anna (Aenne), die von 1936 bis zu ihrer Deportation nach Grafeneck im Jahr 1940 Patientin der Heil- und Pflegeanstalt Bedburg-Hau war.
Foto: Privatbesitz Sigrid Falkenstein

dem heutigen Vorplatz der Philharmonie. Heute ist dies ein öder Platz, dessen Konzept noch aus Zeiten Westberliner Stadt- und Verkehrsplanung stammt und längst überholt ist. Der Platz erweckt den Eindruck einer überdimensionierten Bushaltestelle und wird der geschichtlichen Bedeutung des Ortes in keiner Weise gerecht. Lediglich eine unscheinbare, in den Gehweg eingelassene Bronzeplatte erinnert an die Verbrechen, die von dort ausgingen. Der Text auf der Tafel ist aussagekräftig, wenn man ihn dann überhaupt wahrnimmt und liest. Die städtebaulichen Pläne des Berliner Senats für das Kulturforum, auf dessen Gebiet die »T4«-Gedenkstätte liegt, ignorieren diesen Platz völlig. Die Informationstafel an der Ecke Herbert-v.-Karajan-Straße/Tiergartenstraße enthält keinerlei Hinweis auf die in Sichtweite befindliche Gedenktafel. Als Angehörige eines »Euthanasie«-Opfers und als Bürgerin der Stadt Berlin bin ich der Ansicht, dass die »Gedenkstätte« – an einem für die Geschichte der »Euthanasie« so zentralen Ort – als würdiges Gedenken der Opfer und als Mahnmal gegen Gewalt und Intoleranz völlig unangemessen ist und einen beschämenden Eindruck von der Gedenkkultur nicht nur der Stadt Berlin, sondern der Bundesrepublik Deutschland hinterlässt. Es ist zynisch, an dieser Stelle von einem Kulturforum zu sprechen. Eher zeigt sich hier, dass es in Teilen unserer Gesellschaft immer noch eine Tendenz des Totschweigens und der Vertuschung gibt, ganz in der Tradition des Umgangs mit »Euthanasie«-Opfern« und Tätern nach Ende des NS-Regimes.«¹⁰

Runder Tisch bei der Stiftung Topographie des Terrors

■ Auch bei der Stiftung Topographie des Terrors waren immer wieder Unmutsäußerungen über die Gedenksituation an der Philharmonie eingegangen. Der Geschäftsführer der Stiftung, Prof. Dr. Andreas Nachama, nahm letztendlich meinen Brief zum Anlass und lud im Januar 2007 zu einem ersten Runden Tisch ein. Seitdem trifft sich dort in regelmäßigen Abständen ein Arbeitskreis, an dem Betroffenen-Initiativen, engagierte Bürgerinnen und Bürger, sowie Vertreterinnen und Vertreter einzelner Verwaltungen des Landes Berlin und des Bezirkes Berlin-Mitte teilnehmen. Langfristiges Ziel dieser Initiative aus der Mitte der Gesellschaft ist die Neugestaltung der anonymisierten Freifläche vor der Philharmonie zu einem angemessenen und würdigen Gedenkort an die »Euthanasie«-Opfer. Das Gelände ist inzwischen zur Umgestaltung in den von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung betreuten Kulturforum Masterplan aufgenommen worden. Für die zukünftige Konzeption des Ortes als künstlerisch gestalteter Gedenkort, sowie als Ort der Information und Dokumentation wird ein wissenschaftliches Konzept benötigt, das bei der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas erarbeitet werden soll.

■ Kurz- und mittelfristig will der Runde Tisch durch verschiedene Aktionen auf den aktuellen Missstand des heutigen Gedenkortes hinweisen, um so die öffentliche Aufmerksamkeit auf das lange vernachlässigte Thema NS-»Euthanasie« zu lenken.

■ Die Veranstaltungen zur Aufstellung des Denkmals der grauen Busse am 17. und 18. Januar 2008 und die damit verbundene öffentliche und mediale Aufmerksamkeit waren sicher der Höhepunkt der bisherigen Bemühungen des Runden Tisches, von dem die Initiative, Planung, Organisation und nicht zuletzt die Akquisition von Sponsorengeldern ausgingen.

■ Bereits im April 2008 wurde durch die Vermittlung des Aktionsbündnisses für Menschen mit Behinderungen »Blaues Kamel«¹¹ von Auszubildenden des Berliner Oberstu-



Gedenktafel vor der
Philharmonie
Fotos: Sigrid Falken-
stein, 2006

fenzentrums Bautechnik I der historische Grundriss der »T4«-Zentrale ermittelt und markiert und so für die Öffentlichkeit sichtbar gemacht.

■ Auch wenn es keine Initiative des Runden Tisches war, so ist doch erwähnenswert, dass im Oktober 2007 die von Ronnie Golz¹², einem Mitglied des Runden Tisches, in Kooperation mit der Firma Wall AG gestaltete »Info-Bushaltestelle« an der Philharmonie der Öffentlichkeit übergeben wurde. R. Golz thematisiert mit diesem Projekt den Zusammenhang zwischen der »Aktion T4« und dem Holocaust.

■ Noch in diesem Jahr soll unweit der »Euthanasie«-Gedenktafel eine Info-Steile mit Informationstexten und Abbildungen zur Geschichte der »Aktion T4« Passanten informieren und auf die geplante Umgestaltung des Ortes hinweisen.

■ Weiterhin ist die Publikation eines Readers durch die Stiftung Topographie des Terrors in Arbeit, der zu verschiedenen Themen im Zusammenhang mit der NS-»Euthanasie« informieren soll. Der Verkauf der Textsammlung ist in den Kultureinrichtungen in der Nähe der ehemaligen »T4«-Zentrale und bei der Stiftung Topographie des Terrors vorgesehen.

■ In Zukunft will sich der Runde Tisch an der jährlich am ersten Sonnabend im September stattfindenden Mahn- und Gedenkveranstaltung für die Opfer der Erbgesundheitsgesetze des Nationalsozialismus an der Philharmonie beteiligen, deren Veranstalter der Bundesverband Psychiatrie-Erfahrener e.V.¹³ ist.

Ausblick auf die Gedenksituation in Berlin

Die Politiker André Schmitz und Wolfgang Thierse sprachen sich in ihren Reden am 18. Januar 2008 ausdrücklich für eine Umgestaltung des Areals an der Philharmonie zu einem würdigen Gedenkort für die »Euthanasie«-Opfer aus. Nach den Worten Thierse wurde mit dem Beschluss des Bundestages zur Errichtung des Holocaustmahnmales 1999 bereits festgelegt, dass »aller NS-Opfer würdig gedacht werde. Mordopfer erster und zweiter Klasse gebe es nicht«. Als Vertreter der Berliner Politik bezog André Schmitz eindeutige Position:

»Ab heute wird das Denkmal der Grauen Busse für etwa ein halbes Jahr ein sichtbares Zeichen des Erinnerns sein. In Berlin erinnert das Denkmal für die ermordeten Juden Europas an die Opfer des Holocaust; in absehbarer Zeit wird es Denkmale für die verfolgten Homosexuellen und die ermordeten Roma geben. Der Bau der Topographie des Terrors, der über die Täter von SS und Gestapo aufklärt, eröffnet im Mai 2010. Auch hier, in der Berliner Tiergartenstraße 4, muss und wird mehr geschehen: Das Denkmal der grauen Busse ist nur ein weiterer Schritt. Zum einen soll das gesamte Areal in den nächsten Jahren städtebaulich neu gefasst werden, um den historischen Ort sichtbar zu machen. Zum anderen soll dieses Areal zu einem Dokumentations- und Gedenkort umgestaltet werden. Ein Ort, der über die Täter und ihre Organisation informiert und zugleich die Opfer der Patientenmorde in ganz Europa aufklärt. Ich sehe hier ganz deutlich eine Verantwortung des Landes Berlin. Aber dies ist ebenso auch eine gesamtstaatliche Aufgabe, handelt es sich doch nicht um die Erinnerung an eine kommunale Angelegenheit, sondern um ein Erbe des Deutschen Reiches! Ich möchte mich den Dankesworten von Wolfgang Thierse an die Akteure der heutigen Veranstaltung anschließen und Sie alle ermutigen und bitten, uns weiterhin zur Seite zu stehen bei der endgültigen Ausgestaltung dieses historischen Ortes. Ich freue mich, dass es hierfür eine konkrete Perspektive gibt und werde alles in meiner Macht stehende dazu tun, dass diese baldmöglichst Gestalt gewinnt!«¹⁴

Offensichtlich ist sich das Land Berlin inzwischen seiner Verantwortung in Bezug auf das »Euthanasie«-Gedenken bewusst. Die Aufstellung des Denkmals der grauen Busse wäre ohne die tatkräftige Unterstützung durch verschiedene Verwaltungen des Landes nicht möglich gewesen. Doch es gibt noch viele offene Fragen bezüglich der endgültigen Gestaltung und Finanzierung des Projekts. Dazu gehört ganz wesentlich die Frage nach der Beteiligung des Bundes. Auch wird sich die aktuelle Auseinandersetzung über andere geplante Denkmäler in Berlin möglicherweise erschwerend auf die Konkretisierung des Vorhabens auswirken. Unter der provozierenden Überschrift »Schlachtfeld Denkmal – In Berlins Mitte wird es eng« hieß es unlängst im Deutschlandradio Kultur: »Mindestens acht weitere Projekte sind in Planung: Mahnmale, Denkmale, Gedenkstätten, die fast alle daran erinnern sollen, dass Berlin Hauptstadt der Nazi-Diktatur und des DDR-Unrechtsstaates war. Es wird eng in Berlins Mitte. Bund und Land werden in den kommenden Jahren viele Hundert Millionen Euro investieren: in das Schlachtfeld »Denkmal« – oder wie die Beamten der Berliner Kulturverwaltung es formulieren würden: ›in eine der wichtigsten Zukunftsressourcen der Stadt.«¹⁵

Ich hoffe, dass man bei aller berechtigten kontroversen Diskussion über Sinn und Unsinn von »Denkmal-Tourismus« nicht vergessen wird, dass wir den so lange vergessenen Opfern der NS-»Euthanasie« einen zentralen, nationalen Gedenk- und Mahnort schulden. Das sollte nach meiner Meinung ein Ort des Erinnerns und der Trauer sein, aber auch ein Ort, der durch die Dokumentation der Geschehnisse dabei hilft, die Mechanismen, die zu Ausgrenzung und Stigmatisierung führen, besser zu verstehen. Das Nichtwissen über die »Euthanasie«-Verbrechen ist weit verbreitet, das belegen auch die folgenden Zeilen, die mir ein Schüler schrieb, nachdem er die Internet-Gedenkseite für Anna gelesen hatte: »Ich wohne in Geldern, Kreis Kleve, ca. 15 km von Bedburg-Hau (Anm.: Heil- und Pflegeanstalt aus der Anna deportiert wurde) entfernt und bin erschrocken, dass die »Euthanasie« sogar bei mir hier in der Umgebung stattgefunden



Gedenktafel vor der Philharmonie
Foto: Sigrid Falkenstein, 2006

hat, da ich dies seit kurzem erst weiß, und sehr erschrocken bin. Ich habe mir die ganze Geschichte rund um Anna mal durchgelesen und bin erstaunt, wie dies damals ablief. Wahnsinn ist auch die Geschichte um den Gnadentod, daran kann man doch wirklich sehen, wie »pervers« Hitler seine Macht ausgeübt hat.« Ich wünsche mir, dass der zukünftige »Euthanasie«-Gedenkort in Berlin vor allem junge Menschen erreichen möge, damit sie mit dem Wissen um die Vergangenheit heute und morgen wachsam bleiben und jeder Wiederholung entgegenwirken. Es liegt in unserer Verantwortung, der nächsten Generation die Mittel für ein aktives bürgerschaftliches Gestalten unserer demokratischen Gesellschaft an die Hand zu geben.

»Die Vergangenheit ist das einzige Arsenal, wo wir das Rüstzeug finden, unsere Zukunft zu gestalten; wir erinnern uns nicht ohne Grund.« (José Ortega y Gasset).

Sigrid Falkenstein war von 1971 bis 1997 Lehrerin an einer Hauptschule in Berlin-Moabit. Seit zehn Jahren unterrichtet sie bildungsbenachteiligte Schüler an einem Oberstufenzentrum in Berlin-Kreuzberg.

Seitdem sie 2004 per Zufall erfuhr, dass die Schwester ihres Vaters Opfer der NS-»Euthanasie« wurde, sucht sie Spuren der Erinnerung, aber auch Erklärungen für das Verschweigen und Vergessen in Familie und Gesellschaft. Aus ihrem ursprünglich rein privaten Interesse an der NS-»Euthanasie« ist inzwischen ein darüber hinausgehendes vielfältiges bürgerschaftliches Engagement geworden.

- 1 Das Denkmal der Grauen Busse: http://knitz.net/gallery2/main.php?g2_itemId=109&g2_page=1
- 2 Ausführliche Informationen über das Denkmal sind im GedenkstättenRundbrief 6/2007 nachzulesen.
- 3 GedenkstättenRundbrief Nr. 137 6/2007, Stefanie Endlich: »Graue Busse« in Ravensburg und unterwegs. Denkmal für die »Euthanasie«-Opfer der ehemaligen Heilanstalt Ravensburg-Weißenu, S. 14 f
- 4 Das Denkmal der Grauen Busse: s.o.
- 5 Endstation Grafeneck: <http://grafeneck.finalnet.de/organisation.php>
- 6 Stuttgarter Zeitung Online, 19. 1.2008: www.stuttgarter-zeitung.de/stz/page/detail.php/1614331
- 7 Namensliste Opfer der NS-»Euthanasie«: <http://www.iaapa.org.il/46024/Claims>
- 8 Gedenkseite für Anna: www.sigrid-falkenstein.de/euthanasie/anna.htm
- 9 Archiv der Landespressestelle Berlin: www.berlin.de/landespressestelle/archiv/2008/01/18/92333/
- 10 »T4«-Gedenken in Berlin, von S. Falkenstein: www.sigrid-falkenstein.de/euthanasie/t4_gedenken.htm
- 11 »Vermessung des Grundrisses der »T4«-Zentrale, Website des Aktionsbündnisses für Menschen mit Behinderungen (Blaues Kamel): www.das-blaue-kamel.de/02_bisherige_aktionen.php
- 12 Info-Bushaltestelle zu »T4« und Holocaust, Website von Ronnie Golz: www.rgolz.de/d-action-t4.html
- 13 Mahn- und Gedenkveranstaltung 2007, Website des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener e.V.: www.bpe-online.de/verband/rundbrief/gedenktag/2007/inhalt.htm
- 14 aus dem Redemanuskript von A. Schmitz anlässlich der Aufstellung des »Denkmals der grauen Busse«
- 15 Deutschlandradio Kultur, Schlachtfeld Denkmal, In Berlins Mitte wird es eng, von Wolf-Sören Treusch: www.dradio.de/dkultur/sendungen/laenderreport/728571/